

Hermann Boverter

Das Gewissen

Thomas Morus im Tower

Thomas Morus wird der Märtyrer, der Heilige des Gewissens genannt. In der Treue zum Gewissen, in der Tapferkeit, mit der dieser Mann seinem Gewissensruf folgte, ist die Größe seiner Persönlichkeit begründet. Die letzten 15 Monate seines Lebens vor der Hinrichtung verbrachte er im Tower. Die Briefe, die er aus der Gefangenschaft schrieb, zählen zu den kostbarsten und schönsten von seiner Hand. In ihnen wird das Gewissensthema angeschnitten; immer wieder sucht Thomas Morus sich wegen der Eidesverweigerung zu rechtfertigen und seine Gründe zu erforschen, die ihn bewegen, solchermassen sein Leben aufs Spiel zu setzen.

Als sie den ehemaligen Lordkanzler in den Lambeth Palace geladen hatten, erklärte er den Bevollmächtigten des Königs, er sei bereit, das Thronfolge-Gesetz anzuerkennen. Den Eid, wie er ihm zur Suprematie vorgelegt wurde, müsse er jedoch verweigern. Sein Gewissen, so Morus wörtlich in seinem Brief vom 17. April 1534 an seine Tochter Margaret, rühre sich in dieser Sache derart, „daß, obwohl ich den Eid auf die Nachfolge nicht abstreiten würde, ich den Suprematseid aber, den sie mir vorgelegt hätten, nicht leisten könnte, ohne meine Seele der ewigen Verdammnis preiszugeben“.

Damit ist das große Thema angeschlagen, das sich hindurchzieht wie ein roter Faden von dem ersten seiner Tower-Briefe bis zu dem letzten, in dem er seiner Tochter ein Lebewohl sagt, „daß wir uns im Himmel fröhlich wiederfinden“. Der Gewissensbegriff selbst wird nur sparsam verwandt, aber die immer neu ansetzende Begründung seiner Entscheidung ist durchgehendes Motiv. Morus hat jedes Pathos, zumal ein solches in eigener Sache und Rechtfertigung, fernelegen. Um so größeres Gewicht kommt jenen Briefstellen zu, wo er sich auf das Gewissen beruft und der tödliche Ernst seiner Rede vom Gewissen zu spüren ist. Dieser Ernst nimmt aber an keiner Stelle den Charakter der Verbissenheit an, als wäre der Mann halsstarrig oder als würde er sich ängstlich anklammern an die einmal getroffene Entscheidung. Gelassenheit, ja eine Souveränität des Herzens darüber, daß die Schlacht „gewonnen“ ist – *The Field is won!* – bestimmen nicht selten den Grundton. „Quäle dich nicht mit dem Gedanken“, schreibt er seiner Tochter Margaret, „dein Vater würde sich weg wie ein Narr, er würde sein Vermögen, vielleicht sein Leben

aufs Spiel setzen, ohne jeden Grund, ohne daß er es für das Heil seiner Seele müßte.“

Der Königs treuer Diener, aber Gottes Diener zuerst

Verweilen wir noch einen Moment beim ersten seiner Tower-Briefe. Im Lambeth Palace zeigten sie ihm die Namen der Lords und Mitglieder des Unterhauses, die bereits geschworen und ihre Unterschrift gegeben hatten. Es steckte System – und Erfahrung – dahinter, wie man der Verweigerung begegnet; es galt, die Entscheidung zu isolieren, sie absurd und lächerlich erscheinen zu lassen in ihrer beängstigend-sonderbaren Vereinzelung. „Darauf“, so berichtet Morus selbst, „sagte der Lordkanzler, sie wären alle bekümmert, mich das sagen zu hören und den Eid verweigern zu sehen. Und sie sagten alle, auf Treu und Glauben sei ich der erste, der ihn ablehnte.“ Sie fügten hinzu, dies aber – und jetzt folgt die Drohung! – würde heftigen Argwohn und große Empörung Seiner Königlichen Hoheit erzeugen.

Thomas Morus wurde befohlen, hinunter in den Garten zu gehen und sich die fröhliche Prozession derer anzusehen, die ebenfalls in den Lambeth Palace gebeten worden waren und ihren Eid bereits abgeleistet hatten. Was er dort sah, hat er selbst beschrieben: „Währenddem sah ich Doktor Hugh Latimer in den Garten kommen und dort mit mehreren Gelehrten und Kaplänen des Erzbischofs von Canterbury spazieren, und sehr vergnügt sah ich ihn, denn er lachte und faßte den einen oder anderen so freimütig um den Hals, daß ich meinen möchte, wären es Frauen gewesen, er wäre begehrtlich geworden.“ Man muß den englischen Text lesen, das Erstaunen, aber auch den Anflug von Traurigkeit in der Sprache zu erkennen, womit Thomas Morus die makabre Szene im Garten des Erzbischofs beschreibt: „... and very merry I saw him, for he laughed, and took one or two about the neck so handsomly, that if they had been women I would have considered he were waxon wanton.“

Der Erzbischof selbst schaltet sich ein und nimmt ihn beim Wort, er, Thomas Morus, habe doch selbst gesagt, er würde das Gewissen derer, die geschworen hätten, nicht mißbilligen. Sei das denn nicht ein Beweis dafür, wie er selbst das Schwören oder Nicht-Schwören für ein unsichere und zweifelhafte Sache halte? Unbestreitbar sei hingegen doch, so der Erzbischof von Canterbury wörtlich zu Thomas Morus, „daß Ihr gegenüber Eurem Landesherrn, dem König, zu Gehorsam verpflichtet seid. Und darum müßt Ihr von Eurem Zweifel an Eurem unsicheren Gewissen ablassen und den sicheren Weg gegenüber dem Regenten nehmen und den Eid leisten.“

Das berühmte Wort von Thomas Morus auf dem Schafott, er sterbe als des Königs treuer Diener, aber Gottes Diener zuerst, kann ihm nicht leicht von den

Lippen gekommen sein. Woher diese unverbrüchliche, aber durch nichts mehr zu rechtfertigende Treue zu einem König, der sein Mörder wird? Thomas Morus ist auch nicht für den Papst oder gar für das damalige Papsttum in den Tod gegangen; er wußte um deren Verwerflichkeit zu seiner Zeit. Es sind nicht die Personen, sondern die gesetzten oder zu verantwortenden Ordnungen, denen er seine Loyalität gibt, Ordnungen von sinn- und friedentiftender Qualität, denen auch ein Justizmord nichts anhaben konnte.

Der Erzbischof von Canterbury sucht ihn bei seiner Gehorsams- und Loyalitätspflicht gegenüber seinem Regenten zu packen, wohl wissend um die Gesinnung von Thomas Morus, die er bis zum Gang auf den Tower-Hill durchhält. Morus läßt sich nicht beirren. In letzter Instanz ist es nicht die Loyalität zu König, Staat oder Kirche, sondern die Gewissenstreue, die ihn leitet: *But God's servant first!* Morus nennt den Einwand des Erzbischofs subtil – „subtle“ im englischen Text, „coming from so notable a prelate's mouth“ – und noch dazu aus dem Mund eines so hochangesehenen Kirchenfürsten kommend. Aber er glaube ihn dennoch für sich nicht verantworten zu können, „weil dies einer der Fälle sei, derentwegen ich meinem Gewissen Gehorsam schulde und nicht meinem König. Was auch immer die Meinung anderer Leute sei (deren Gewissen und Gelehrsamkeit zu verurteilen ich mir nicht anmaßen würde), für mich liege die Wahrheit auf der anderen Seite. Ich hatte mein Gewissen weder rasch noch oberflächlich befragt, sondern nach eingehender und sorgfältiger Prüfung der Sache.“

Wir spüren, wie die großen Themen und Fragen, die um das Gewissensphänomen und seine Wahrheit kreisen, in den Szenen des Lambeth Palace vorkommen. Der geschickt debattierende Erzbischof will nichts anderes sagen, als daß wir in allen Zweifelsfragen, bei denen wir das Gewissen anderer nicht verurteilen wollen, die Weisungen des Staats anzunehmen haben. Ein solches Argument, schreibt der Biograph R. W. Chambers mit Recht, würde jedoch das Ende aller religiösen und Gewissensfreiheit, „ja aller Freiheit überhaupt“ bedeuten.

Thomas Morus bleibt dem Erzbischof die passende Antwort nicht schuldig: Wenn freilich nur der Verstand entscheide, dann hätten wir freie Bahn und könnten allen Verwicklungen aus dem Weg gehen. Er fährt fort: „Denn wenn die Doktoren in irgendeiner Angelegenheit ernste Bedenken haben, dann löst der Befehl des Königs, nach welcher Seite er auch falle, jeden Zweifel.“ Im Konflikt zwischen Macht und Wissen neigt sich die Waagschale zugunsten der Macht, gäbe es nicht das Ge-Wissen einer höheren sittlichen Ordnung, das Einhalt gebietet.

Die Kampagne des Königs, jedermann von Rang und Namen habe ihm die geforderte Eidesleistung zu erbringen, muß wie ein Sturm und psychischer Terror über das ganze Land gefegt sein. Es dauerte kaum vier Jahre nach der Hinrichtung des Thomas Morus, da hat das englische Parlament es dem König

anheimgestellt, er könne durch Proklamation entscheiden, was die Menschen – bei Todesstrafe – zu glauben hätten. Thomas Morus, Opfer eines totalitären Regimes? 1935 wurde er kanonisiert, zwei Jahre nach Hitlers Machtübernahme. Der Nationalsozialismus entblößte sein wahres Gesicht. Die ersten Märtyrer des Gewissens füllten die Konzentrationslager. „Und ich meine“, beschließt Thomas Morus seinen mannhaften, erhobenen Hauptes geschriebenen Brief vom 17. April 1534, „es wäre recht und billig, wenn jedermann mich meinem Gewissen überließe.“

Bleibende Botschaft

Was wir die Wahrheit und Würde des Gewissens nennen, ist der Kern der Menschenwürde der modernen Aufklärung und Verfassungsgeschichte. Der Mensch läßt sich geradezu definieren als Gewissensphänomen, als einer, der aus der Tiefe seines Gemüts sich als Wissender und Ge-Wissender begreift.

Daß es heute angesichts einer Vielzahl von Deutungen und Leugnungen keine Einigkeit darüber geben will, was mit dem Gewissensphänomen gemeint sein soll, spiegelt die Krise des Menschen und Menschenbilds. Soviel Disziplinen, soviel Definitionen; aber es kommt weithin nicht einmal dasselbe Phänomen ins Blickfeld. Gewissen ist nicht mehr Syneidesis im griechischen Wortsinn als Zusammenschau, Conscientia im lateinischen als Ge-Wissen, eben als das gemeinsame Wissen, sondern der angelernte, erworbene, bestenfalls verinnerlichte Habitus geltender Moralansprüche und Normen.

In seiner Götzendämmerung, Sprüche und Pfeile, verschießt Nietzsche einen seiner bittersten Pfeile, gekennzeichnet als „Frage eines Zahnarztes“, auf das Gewissen: „Wieviel hatte ehemals das Gewissen zu beißen! Welche guten Zähne hatte es! – Und heute? Woran fehlt es?“

Ja, woran liegt es, daß das Gewissen vielfach ein so bläßliches Phänomen geworden ist? Auf dem Horizont dieses Defizits empfinden wir heute, obwohl wir bereits den fünfhundertsten Geburtstag des Mannes gefeiert haben, das Gewissenszeugnis eines Thomas Morus als brennende Aktualität, als hätte uns das Ereignis eine bleibende Botschaft mitzugeben. Der kritische Punkt des modernen Bewußtseins ist die Unfähigkeit, sich auf das Gewissen zu besinnen und auf solche Weise den rechten Zusammenhang von Mensch, Welt und Gott erkennen zu lassen. Hegel hat diese Zusammenschau im 19. Jahrhundert noch einmal versucht. Nach ihm gehört es zum „Standpunkt der modernen Welt“, daß der Mensch sich bewußt ist, „als Gewissen von den Zwecken der Besonderheit nicht mehr gefesselt“ zu sein. „Die vorangegangenen sinnlicheren Zeiten haben ein Äußerliches und Gegebenes vor sich, sei es Religion oder Recht: aber das Gewissen weiß sich selbst als das Denken, und daß dieses mein Denken das allein für mich Verpflichtende ist“ (Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 136).

Thomas Morus war nicht einer, der „Äußerliches und Gegebenes vor sich“ wußte und es damit hätte bewenden lassen. Er wäre auch nicht auf die Hybris verfallen, daß sein Denken das allein für ihn Verpflichtende sei. Die Verirrung und Verwirrtheit des modernen Geistes ist nicht augenscheinlicher zu machen als in dieser, von Hegel auf die Spitze getriebenen subjektivistischen Herauslösung des Gewissens aus jeder vorgegebenen Ordnung und Wirklichkeit. An dieser Last, dem Rückzug in die Innerlichkeit, tragen wir bis heute in unserem Reden vom Gewissen.

Nun ist es nicht so, als wäre das Innere des Menschen unbeteiligt. Der auf sein Inneres verwiesene Mensch, in seinem Selbstsein unvertauschbar und bei seinem Namen gerufen – Adam, wo bist du? – hat seit dem Alten Testament das biblische Sprechen vom Menschen und seinem Gewissen gekennzeichnet. Das Ge- oder Mitwissen des Menschen, sein „Inneres“ also, das in der Bibel als Herz, Nieren oder gar Eingeweide bezeichnet wird, ist die Stimme Gottes im Menschen, Vox Dei. Aber es ist nicht die Stimme eines – romantischen oder idealistischen – Inneren, sondern sie ist Stimme zum Inneren.

Die Wahrheit des Gewissens kommt nicht aus dem Herzen des autonomen, sich seiner selbst gewissen Menschen. Das wäre eine neuzeitliche, nicht die biblisch-christliche Sicht. Die Wahrheit soll ins Herz hinein: „Denn dieses Gesetz, das ich dir heute gebe, ist für dich nicht zu schwer und nicht zu ferne. Nicht im Himmel ist es, daß du sagen könntest: Wer steigt uns in den Himmel hinauf, um es uns zu holen . . . Auch nicht jenseits des Meeres ist es, daß du sagen könntest: Wer fährt uns über das Meer, um es uns zu holen . . . Sondern ganz nahe ist dir das Wort, in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du danach tun kannst“ (Dtn 30, 11–14).

Diese Sprache mit ihren Bildern ist dem Zeugnis von Thomas Morus angemessener als das Hegelsche Theorem, das Gewissen wisse sich selbst als das Denken. Der Mensch begegnet sich selbst im Gewissen; auf dem eigenen Seelengrund erfährt er Gott und Gottes Wirklichkeit. Bei Thomas Morus ist das Gewissen ein gläubiges Gewissen in der ganz persönlichen Inanspruchnahme durch Gottes Werk und Offenbarung. „Und darum, meine liebe gute Tochter, belaste dich nie mit irgend etwas, das mir je in dieser Welt zustoßen könnte“, so heißt es in dem Brief der Margaret Roper an Lady Alington. „Nichts kann geschehen außer dem, was Gott will. Und ich bin ganz gewiß, daß es, was es auch sei, in der Tat das beste ist, mag es unsern Augen auch noch so schlecht erscheinen.“

Innere Freiheit

Es könnte der Eindruck aufkommen, Thomas Morus habe gerade in den letzten Monaten der Todesnähe eine so außerordentliche Tapferkeit gezeigt, daß sie jedes menschliche Maß übersteigt. Wußte er denn nicht, was ihm bevorstand? Hatte er keine Angst, daß ihm der Bauch aufgeschlitzt würde, wie es damals bei Hochverrat das Gesetz war, und er eines grausamen Todes sterben müßte? Seine geistige Schaffenskraft in den Monaten der Tower-Gefangenschaft war nicht weniger ungebrochen als seine seelische Widerstandskraft; zwei seiner schönsten Bücher sind in dem Tower-Verließ geschrieben worden, teilweise unter widrigsten Umständen.

Und dennoch, um mit Germain Marc' Hadour zu sprechen: „Er war immer ein Mann von einem Maß wie das unsrige. Es war nichts Kolossales oder Titanisches an ihm.“ In dem schon zitierten Brief der Margaret Roper an Lady Alington, wahrscheinlich von ihm selbst abgefaßt für seine Tochter, schreibt Thomas Morus: „Ich kenne meine eigene Schwachheit wohl und die natürliche Verzagtheit meines Herzens auch; hätte ich nicht Gott vertraut, daß er mir Kraft gebe, lieber alles zu ertragen als ihn zu beleidigen durch einen gegen mein Gewissen gehenden gottlosen Eid, sei versichert, ich wäre nicht hierher gekommen. Und da ich in dieser Sache nur auf Gott schaue, macht es mir wenig aus, wenn die Menschen es nach ihrem Begriff nehmen und sagen, es sei nicht das Gewissen, es seien nur törichte Skrupel.“

Bei aller humanistischen Gelehrsamkeit blieb Morus einfach und unkompliziert. Er war weder ein Intellektueller noch einer, der sich halsstarrig weigert, das Naheliegende zu tun, nur weil er sich in eine Idee verrannt hat. Holbeins Porträts zeigen das schon zu einem frühen Zeitpunkt, daß er ein sorgfältig prüfendes Auge besaß und den geraden Weg schätzte, die Dinge sorgfältig studierte und bedachtsam, aber entschieden handelte. „Gott hat mir den geraden Weg gewiesen“, so schreibt er dann im Tower, „daß ich ihm entweder tödlich mißfallen oder jedes irdische Leid erdulden muß, das er meiner Sünden wegen unter dem Namen dieser Sache auf mich niederkommen läßt.“

Daß eine jede Ethik sich zuerst einmal von der Vernunft leiten läßt und daß ein jedes Gewissen sich prüfen muß, ob es zutreffend und ausreichend informiert ist und nichts an Wissen und Erfahrung ausläßt, was zur Selbsttäuschung führt, waren ganz selbstverständliche Prinzipien für den Humanisten und Staatsmann. Aber es kam etwas hinzu an innerer Freiheit, das aus dem Humanismus allein nicht mehr zu gewinnen war.

Der Jesuitenpater Alfred Delp schrieb aus dem Gefängnis, in das die Nazis ihn eingeliefert hatten: „In diesen Wochen der Gebundenheit habe ich dies erkannt, daß die Menschen immer dann verloren sind und dem Gesetz ihrer Umwelt, ihrer Verhältnisse, ihrer Vergewaltigungen verfallen, wenn sie nicht

einer großen inneren Weite und Freiheit fähig sind. Wer nicht in einer Atmosphäre der Freiheit zu Hause ist, die unantastbar und unberührbar bleibt, allen äußeren Mächten und Zuständen zum Trotz, der ist verloren.“

Thomas Morus war in dieser Atmosphäre der Freiheit zu Hause, und er hat sie schon im frühen Stadium seines Lebens eingeübt. Es sind nicht die letzten Wochen und Monate eines Lebens, die zählen, sondern die vielen Jahre, die vorausgegangen sind.

William Roper erzählt eine jener Szenen, die so charakteristisch sind für Thomas Morus und seine Lebensführung. Nachdem der König ihn besucht hatte in seinem Haus in Chelsea und gegangen war, sagte Thomas Morus zu seinem Schwiegersohn Roper: „Ich finde, der König ist mir sehr zugetan und zeigt mir seine Gunst wie keinem seiner Untertanen. Mein Sohn Roper, ich sehe jedoch keinen Grund, darauf stolz zu sein. Wenn mein Kopf dem König ein Schloß in Frankreich gewinnen könnte, dann müßte er ab.“

Thomas Morus war ein Mann von Welt und Weltfreude, aber er hat sich die innere Überlegenheit über die Dinge dieser Welt erhalten. Er hat sich die innere Freiheit für Gott nicht nehmen lassen. In den *Acta Apostolica Sedis* vom 1. Juni 1935, wo es um die Heiligsprechung des Thomas Morus geht, wird das großartige Beispiel von Festigkeit des Geistes (*animi firmitatis exemplum*) an Thomas Morus gerühmt. Festigkeit und Tapferkeit des Geistes, Gehorsam dem Gewissen gegenüber und zugleich die Liebe zur Freiheit, sich nicht zu unterwerfen, es sei denn, unter den Willen Gottes, das sind hervorragende Tugenden des Thomas Morus.

„Es ist wie ein Rätsel“, sagt Thomas Morus seiner Tochter Margaret im Hinblick auf seine eigene Sache und Situation, „ein Fall, in dem ein Mann seinen Kopf verliert und doch keinen Schaden nimmt – a case in which a man may lose his head and have no harm.“ Ähnliches schreibt Alfred Delp im Jahr 1944 aus dem Gefängnis: „Das allgemeine Schicksal, meine persönliche Lage, die Entscheidung der nächsten Tage: alles sammelt sich in das eine: Mensch, laß dich los zu deinem Gott hin und du wirst dich selbst wiederhaben. Jetzt haben dich andere, sie quälen dich und erschrecken dich und jagen dich von einer Not in die andere. Das ist dann die Freiheit, die singt: – uns kann kein Tod nicht töten.“